



Nina Blazon
Dora Várkonyi

Stuttgarts verborgene Geschichten

Von Drachen
und anderen Rätseln

8 grad

Nina Blazon / Dora Várkonyi
Stuttgarts verborgene Geschichten

8 grad

Nina Blazon | Dora Várkonyi

Stuttgarts verborgene Geschichten

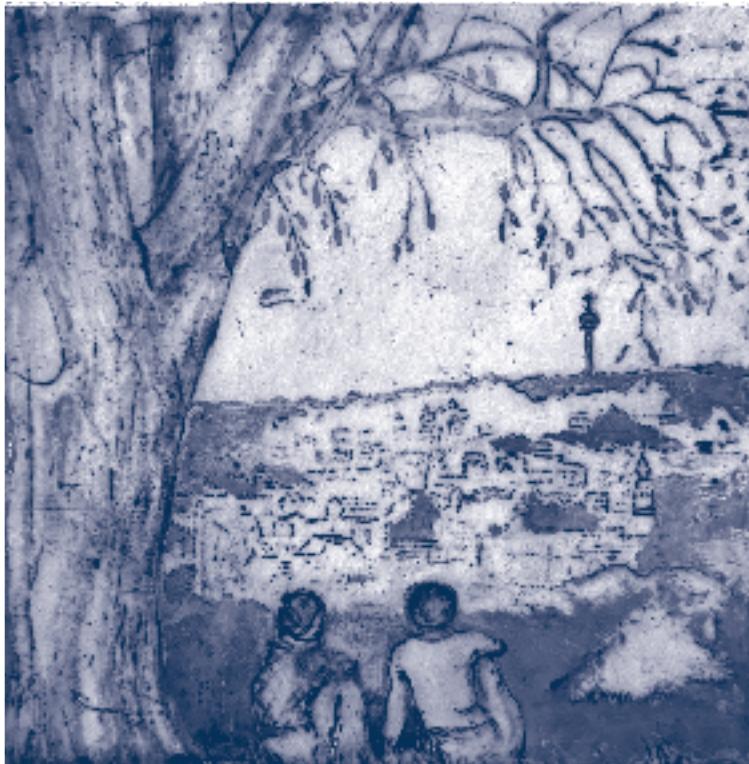
Von Drachen und anderen Rätseln

8 grad verlag Freiburg

Inhalt



- 7 Picknick mit Pandora
Abends auf der Karlshöhe
- 21 Was der Stein erzählt
Von Glücksstiefeln und Geheimcodes
- 43 Das wilde Leben
Wo es schleicht und fliegt und brüllt
- 61 Oben und unten
Zeitreisen rund um den Nordbahnhof
- 83 Drachen, Hobbits und die Hydra
Fantastische Wesen und wo sie zu finden sind
- 103 Verwandlungen aller Art
An feinen Fäden durch Heslach
- 119 Die schöne Lau am Neckar
Von Wässern, Brunnen und Salzgeistern
- 137 Wachsame Augen
Stuttgart im Zwielicht
- 153 Zurück zu den Wurzeln
Von Wanderbäumen und Weihnachtsäpfeln



Picknick mit Pandora

Abends auf der Karlshöhe

Do Androids Dream of Electric Sheep? Philip K. Dicks Science-Fiction-Roman kommt mir in den Sinn, als ich an diesem Sommerabend auf der Karlshöhe sitze – zusammen mit vielen anderen, die es aus dem windstillen Talkessel hinauf in den luftigen Park über dem Weinberg gezogen hat. Die meisten treffen sich auf der Biergartenterrasse. Andere logieren hangabwärts zwischen alten Bäumen auf Picknickdecken und Parkbänken – Familien mit Kindern neben weißhaarigen Pärchen. Ein paar versprengte Geheimtipp-Touristen sind auch da und natürlich Immergeleiche wie ich, die sich hier mit Freunden treffen oder die Abendrunde mit dem Hund drehen. Grillenzirpen vermischt sich mit Lachen und Satzfetzen in so einigen Sprachen. Zwei junge Frauen in Businessblazern machen es sich

auf dem Weinbergmäuerchen gemütlich. Zum späten After-Work-Treffen haben sie sich langstielige Weingläser und eine Flasche gekühlten Rosé mitgebracht. In der Blauen Stunde werden sie vor dem ausglühenden Himmel bereits zu Silhouetten. Unten im Tal entzünden sich die ersten Fensterlichter. Und hier oben erwachen elektrische Glühwürmchen zum Leben: Smartphones, die ihren Schein auf Gesichter werfen. Es wirkt, als wären die Stadtlichter ausgeflogen und würden sich hier oben sammeln, Touchscreen-Leuchtkäfer, von vorsichtigen Händen eingefangen und aus der Nähe studiert. Gesichtszüge werden zu impressionistischen Porträts, Wangenbögen aus bläulichem Licht und Schatten, konzentrierte Stirnen. Lichtglanz in Augen, die lieber in virtuelle Welten schauen als in den Sonnenuntergang. *Do Androids Dream of Electric Sheep?*

Ich liebe die Karlshöhe genau dafür: Für die Widersprüche, die hier keine sind, für das Alles-Nebeneinander und das Wir-alle-zusammen. Die Kultur-Journalistin Adrienne Braun nennt diesen Ort ein »Paradebeispiel für einen demokratischen Geist«. Und in diesem Park drängt sich tatsächlich alles im wahrsten Sinne *gleich-gültig* nebeneinander: Weinstöcke und Bierbankreihen neben versteckten

Efeulauben für die Liebenden, historische Mäuerchen und Brunnen mit Lost-Places-Charme für die Poeten und anarchisches Graffiti neben dem Kinderspielplatz. Ebenso gleich an gleich tummelt sich auf der Karlshöhe der Querschnitt der Stuttgarter Bevölkerung, um gemeinsam durchzuschnaufen. Hier gibt es kein gefühltes Oben und Unten, wir sitzen Schulter an Schulter und schauen in dieselbe Richtung: über das Stuttgarter Lichtermeer zu den zwei ikonischen Türmen auf dem gegenüberliegenden Rand des Talkessels. Rechts der Fernsehturm, der als Wahrzeichen der Stadt auf keinem Werbeflyer fehlen darf. Etwas weiter links, in Stuttgart-Ost, der Fernmeldeturm mit seinem futuristischen Untertassendesign. Und je nachdem, in welchem Winkel man zwischen den Bäumen ins Tal späht, entdeckt man die Stiftskirche, den kantigen Bau des Rathauses und den Tagblattturm – zur Zeit seiner Fertigstellung im Jahr 1928 eine Sensation als erstes Hochhaus der Stadt. Es ist keine optische Illusion, dass das Zentrum zum Greifen nahe liegt. Die Karlshöhe, dieser kleine zerzauste Zauberberg, ragt mitten im Tal auf. Bergab sind es zu Fuß wenige Minuten zum Marienplatz und von dort nur ein paar weitere Minuten mit der Stadtbahn zum Bahnhof. Bergauf schnauft

man je nach Kondition natürlich etwas länger bis zum Höhenmeter 343. Hat man es geschafft, wird man mit einem Durchatmen belohnt, das man unten im Stuttgarter Kessel selten spürt. Wobei ein Kessel ja rundum geschlossen wäre, die weitläufige Senke, in die sich meine Stadt schmiegt, ist jedoch an zwei Seiten geöffnet. Dennoch versteht man an heißen Sommertagen den Dichter Nikolaus Lenau, der im Jahr 1840 das Tal mit einer Bratpfanne verglich und darüber klagte, sich »wie in einen Sack genäht« zu fühlen. Die Windarmut – damals wie heute typisch für das Stuttgarter Stadtklima. Kein Wunder, dass die Reichen und Schönen seit jeher auf die luftigeren Anhöhen streben. Wer es sich leisten kann, baut am Hang. Halbhöhenlage ist nicht nur geografische Verortung – und »Halbhöhenkind« ein Stuttgarter Synonym für »Rich Kid« und »Nepo Baby« Und wenn ich spontan sagen sollte, was typisch Stuttgart ist, dann würde ich an erster Stelle die Gründerzeitvillen an Hängen und steilen Straßen nennen, die von der Industrialisierung und dem Wirtschaftsboom des 19. Jahrhunderts erzählen. Damals hieß die Karlshöhe noch Reinsburghügel und war ein ausgeschürfter, zerlöcherter Berg, der seit dem Mittelalter als Steinbruch genutzt worden war. Das Gelände war

verwildert und kaum zugänglich, bis der Stuttgarter Verschönerungsverein im Jahr 1864 ein Grundstück auf der Kuppe erwarb und zu einem öffentlichen Park im Stil eines englischen Landschaftsgartens umgestaltete. Der Großteil des Hügels war jedoch »Gustav-Siegle-Town«. Der Stuttgarter Unternehmer, Farbenfabrikant und Hauptaktionär der BASF, erbaute hier gleich mehrere seiner Prunkvillen. Die größte davon ist nur noch Geschichte. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Villa Reinsburg schwer beschädigt, die ausgebrannten Ruinen in den Fünfziger Jahren abgerissen. Auf Fotos und Zeichnungen kann man den geometrischen Neorenaissance-Palast mit prächtigen Treppen und Balustraden bewundern, der auch das Schloßchen eines Adeligen am Comer See sein könnte. Und wenn ich zur Biergartenterrasse blicke, stelle ich mir gerne vor, wie zwischen den Besuchern von heute auch ein paar Damen mit korsettgeschnürten Tailen in Sommerkleidern nach der Mode des Jahres 1910 sitzen. Sie nippen an Gläsern mit gekühlten Getränken und fragen sich irritiert, was all diese Leute in kurzen Hosen auf der GartenTerrasse ihrer Gastgeberin verloren haben. Wo sich heute ganz Stuttgart im Biergarten Tschechen zus prostet, stand damals nämlich das »Sonnenschlössle«

von Julie Siegle. Nach dem Tod ihres Mannes ließ sie das kleine, feine Gartenhaus auf der Hügelkuppe errichten. Hier empfing sie einen illustren Kreis von Gästen – und sicher saß auch ab und zu ihr Schwiegersohn Albert Freiherr von Schrenck-Notzing mit ihr in der Abendsonne. Mit seinem Faible fürs Okkulte war der Arzt und Parapsychologe damals eine schillernd-schräge Gestalt der höheren Gesellschaft. Man nannte ihn »Geisterbaron«. Thomas Mann war von seinen Forschungen zum Paranormalen so fasziniert, dass er ihn in seinem Roman *Der Zauberberg* verewigte.

Waldkühe schlägt mir entgegen, als ich den Weinberghang verlasse und dem Sonnenuntergang nachlaufe. Rechts vom Biergarten geht es zwischen Büschen und Bäumen ein Stück bergab, dann taucht am Jean-Améry-Weg der Athene-Brunnen auf. Früher gehörte er zum Sonnenschlössle. Julie Siegle ließ ihn 1911 vom Bildhauer Karl Donndorf errichten. Mit Schild und Speer entsteigt die Göttin Pallas Athene hier dem Kopf ihres Vaters Zeus. Links am Brunnenrand sitzt Prometheus. Und rechts kauert Pandora, den Kopf sorgenvoll auf die Hand gestützt. Noch hält sie alle Übel der Welt unter dem geschlossenen Deckel der Büchse auf

ihren Knien, ein ewiger, versteinerter Moment vor der Katastrophe. Auf Knopfdruck kann man den verwunschenen Brunnen für ein paar Minuten zum Leben erwecken und das Wasser sprudeln und rauschen lassen. Oder man setzt sich bei den Parkbänken auf die Mauer und lässt die Füße gen Stuttgarter Westen ins Tal baumeln. Auf dieser Seite der Karlshöhe hält sich die letzte Helligkeit des Tages ein paar Minuten länger. Im Zwielicht sind die Zeilen in dem Notizbuch, das ich nun aufschlage, noch gut zu erkennen:

*Baustellen, Brunnen, Bäder;
Schiller, Hauff und Hegel.
Mammutbäume, Multikulti;
Tunnel, Stau und Stäffele;
Witwenschaukel, Hutzelpfannkuchen.
Benz und Bosch und VfB;
Spätzle, Feinstaub, Pioniere;
Kehrwoch', Hip Hop, Pas de deux ...*

Dieser Rap ließe sich fortführen mit immer neuen Wortketten, die doch nur der kleinste gemeinsame Nenner wären, der Takt, zu dem Touristen ebenso zustimmend nicken wie die Stuttgarter Urgesteine.

Nach außen hin präsentiert sich die Stadt mit Superlativen des 18. bis 20. Jahrhunderts: Dichter, Denker, Sensationen – Pioniertaten und Initialzündungen nicht nur in der Automobilindustrie. Geht man ins StadtPalais, das Museum für Stuttgarts Stadtgeschichte, findet man die kreativen Köpfe alter Sparten als Schattenschnitte und mit Audioinstallation in Szene gesetzt. Man erfährt, dass Louis Leitz 1896 hier den Leitz-Ordner erfunden hat und dass die praktisch-quadratische Ritter-Sport-Schokolade, die Ahoj-Brause, der Büstenhalter und vieles mehr hier erdacht und in die Welt gebracht wurden. Man staunt überhaupt, wie viele erste Male die Stadt im Lebenslauf hat: Der Fernsehturm, auf den wir hier schauen, war weltweit der erste seiner Art. Therese Huber die erste Frau, die im 19. Jahrhundert Chefredakteurin einer Zeitung, dem *Morgenblatt für gebildete Stände* war. Georg Herwegh der erste Dichter, der sozialkritische Lyrik schrieb. 1903 wurde hier erstmals in Deutschland eine Frau als Polizeiassistentin eingestellt. Das erste große Dichterdenkmal wurde in der Altstadt errichtet, der erste Zoo eröffnet und im botanischen Garten der Wilhelma der größte Magnolienhain nördlich der Alpen gepflanzt. Last, but not least: Stuttgart hält

mit 400 Treppenwegen an Hängen und Straßen den Rekord als »Stadt mit den meisten Stäffele«. Ein stetiges Höher-größer-weiter also, auf das sich die Alteingesessenen bei den »Neigschmeckten« gerne berufen. Doch wenn ich jetzt ins Tal schaue, scheint die Stadt gar nicht mehr greifbar zu sein.

Zeiten, Epochen, Schicksale und Perspektiven fließen wie Spiegelungen auf einem Fluss zusammen, um sich gleich wieder zu verlieren. Bei all den fest gefügten Narrativen von Industriestandort, Architektur-Hochburg und Verlagsstadt bis hin zur »Kehrwochenmetropole« und »Schwabylon« ist Stuttgart mit seiner Vielfalt von Kulturen, Nationalitäten, Schicksalen und geschichtlichen Strömungen ein fließendes Konzept. Sie war der Hoffnungsort der Näherin, die Anfang des 20. Jahrhunderts hier eine bessere Zukunft suchte und verarmt im »Kohldampf-Gässle« an der Böheim-Straße landete; die Heimat von Irene Winter, an deren Deportation und Ermordung im Jahr 1943 heute ein Stolperstein erinnert; die kreative Keimzelle der Fantastischen Vier, die 1992 ihren ersten großen Charterfolg mit dem Titel »Die da!?!« feierten. Und ebenso war sie das Zuhause irgendeines Weinbauern, der im 17. Jahrhundert am Nesenbach

wohnte und dessen Lebensspuren längst verwischt sind.

Der ungarische Autor Sándor Márai schreibt, dass jede Generation den vorherigen immer nur ganz wenig hinzufügt. Zum allergrößten Teil verkörpern wir die Leben unserer Ahnen. Und vielleicht ist es ja mit einer Stadt genauso? Mir gefällt die Idee, dass in uns möglicherweise unbewusst auch das schwingt, was in unserer Stadt je gelebt, gefühlt und auch erlitten wurde. Und wo wir einander in diesem jahrhundertealten Hoffnungs- und Möglichkeitsraum berühren, wachsen wir zusammen oder auch auseinander, grenzen uns ab oder verwandeln uns gegenseitig, verorten uns auch immer wieder neu mit der Frage, ob wir die Stadt Heimat oder ein Zuhause nennen, Studienstadt, Zufluchtsort oder nur Zwischenstation im Lebenslauf.

Mir wuchs sie als Wahlheimat tief ins Herz, gab mir die Wurzeln, die ich als Kind dreier Länder vorher niemals und nirgendwo so recht gespürt hatte, und blies mir Mut unter die Flügel, die mich schließlich zum Schreiben trugen. Doch was genau wäre in diesem Kaleidoskop verschiedenster Leben und Epochen nun das Fragment »mein Stuttgart«?

Heute jedenfalls ein völlig anderes als das, in das ich Mitte der Neunziger kam. Damals begrüßte die Metropole mich als Autostadt mit dem Röhren von Motoren, das sich in den Tunneln an der Theodor-Heuss-Straße zu einem irren Echo verstärkte. Mir dröhnten die Ohren und der Kopf und ehrlich gesagt auch die Seele, nie hatte ich mich verlorener gefühlt.

Die Messlatte schien zu hoch zu sein für eine Zugereiste, die frisch vom Studium kam mit einem Rucksack, einem Platz auf einem Übernachtungssofa und einem Lehrauftrag in der Tasche, und die sich hier in jeder Hinsicht fehl am Platz fühlte. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich lernte, das Grundausrüschen der Superlative genau wie den ewigen Autolärm auszublenden und von der imposanten Mitte in die Nebenstraßen auszuweichen. Von dort ist es nicht weit zu dem bunten Fleckenteppich aus Stadtbezirk-Dörfchen, in denen es sich in einem leiseren, persönlicheren Takt leben lässt.

Fürs Erste fasste ich in Gablenberg im Stuttgarter Osten Fuß. Es ist ein eng bebautes ehemaliges Arbeiterviertel mit schmalen Straßen und schmucken roten Klinkerbauten am Ostendplatz. Im ersten Winter blühten wochenlang Eisblumen an den

Scheiben und von den Dachrinnen hingen lange Eiszapfen.

Die nächste Station war der szenige Westen mit seinen großen Lindenalleen, in denen die Luft im Sommer nach Blüten riecht. Zwischen Kneipen mit Jugendstilfassaden hauste ich auf acht Quadratmetern in einer WG mit einem ägyptischen Doktoranden. Morgens fuhr ich zur Arbeit in den Stuttgarter Süden und die Mittagspause verbrachte ich manchmal in Konrad Kujaus Kneipe Alt Heslach in der Böblinger Straße. Seine Gemälde aller Stile und Epochen schmückten die Wände und manchmal sah man den Urheber der gefälschten Hitler-Tagebücher auch selbst am Tresen sitzen. Dieses Stuttgart war noch eine Stadt ohne heiße Dürresommer und ohne Social Media. Man telefonierte mit backstein-großen Nokia-Handys und schaute am Schlossplatz den Skatern und Hip-Hop-Künstlern zu, die sich an der abgerannten Betontreppe trafen – genau dort, wo heute das kubusförmige Kunstmuseum steht. Thors-ten Lannert hieß noch Kommissar Bienzle, und wenn man zur urbanen Szene gehören wollte, ließ man sich gefälligst in der Radio Bar blicken. Längst ist die Kreativszene im Musikhaus Barth dem heutigen City Plaza gewichen. Genauso, wie es nicht

möglich ist, zweimal in denselben Fluss zu steigen, lebt man eben keine zwei Jahre in derselben Stadt.

Ich könnte das Experiment machen und Chat-GPT danach fragen, was Stuttgart im Sommer 2024 ausmacht, aber ich glaube nicht, dass diese Datenbank von elektrischen Glühwürmchen träumen kann.

Und so blättere ich im Notizbuch eine neue Seite auf und fange einfach an – als eine, die immer Stift und Papier dabei hat und sich gerne in fremde Köpfe denkt. Ich lade ein zu einem Spaziergang zwischen den Zeilen, zu Zeitreisen und Besonderheiten, zu Atmosphären und Perspektiven, zu Augenblicksbildern, die sich im Fluss verlieren und doch immer Teil des »Stuttgartversums« bleiben. Lauschen wir gemeinsam Menschen aus verschiedenen Zeiten und Stadtvierteln. Und vielleicht auch – warum eigentlich nicht? – Stadtfüchsen, Drachen und dem Wasserauschen der Mineralbrunnen. Oder fangen wir doch gleich – hier im alten Steinbruch sitzend – bei dem ältesten Erzähler dieser Stadt an: dem Stein.



Was der Stein erzählt

Von Glücksstiefeln und Geheimcodes

Am Anfang war die Schichtstufenlandschaft: Gestein verschiedener Alter, Formen und Härtegrade, das sich in Milliarden von Jahren übereinander abgelagert hat: der Muschelkalk eines einstigen Meeresgrundes und verschiedene Sandsteinschichten der Keuper-Formation. Zwischendrin weiche Gipsbänke, die dem Trollingerwein »Untertürkheimer Gips« seinen Namen geben. Gips löst sich allerdings leicht im Wasser, so entstehen Senken oder Hohlräume, in die von oben härteres Gestein bricht und rutscht, ein tektonisches Tetris, das die Landschaft bis heute formt. Auch die roten Mergelschichten halten die Hänge in Bewegung. Dieses Sedimentgestein, eine Mischung aus Ton und Kalk, ist nährstoffreich. Weingärtner nutzten es gerne als Dünger, wenn ihr Weinberg ausgemergelt war.

Man könnte noch Löss und Lehm und Glimmer betrachten, doch lauschen wir lieber dem, was das Gestein über die Geschichte der Stadt zu erzählen hat. Von der Karlshöhe aus reichen dafür ein paar Schritte bergab. Nur eine Minute zu Fuß von der Bushaltestelle Mörikestraße entfernt findet man ein einzigartiges Freilichtmuseum. Den Treppenaufgang des Lapidariums bewacht ein lebensgroßer Bronzeritter. Hat man ihn passiert, betritt man eine Mischung aus Skulpturenmuseum und Renaissancegarten. Orpheus spielt im römischen Brunnenhof für Nebelkrähe, Elster, Storch und einen Jagdhund auf der Lyra. Dahinter reiht sich auf terrassenförmig angelegten Wiesenflecken ein Sammelsurium von Göttergestalten, Wasserspeichern, Mühl- und Kragsteinen und weitere Artefakte der Stuttgarter Stadtgeschichte. Oft sieht man hier Leute mit Zeichenblöcken, die Quellnymphen, griechische Götter oder das Muckenbüble zeichnen, ein Kind, das in anmutiger Drehung nach einer Bremse an seinem Bein schlägt. Auf der Wiese hinter ihm stehen vier großen Sandstein-Karyatiden. Sie stützten Ende des 19. Jahrhunderts ein Gebäude in der Schlossstraße im Stuttgarter Westen. Heute tragen sie nur noch den Himmel und sind so verwittert, dass man

etwas Fantasie braucht, um in ihnen die Allegorien auf die vier Jahreszeiten zu erkennen.

Ursprünglich legte Karl von Ostertag-Siegle diesen Garten im Jahr 1905 an. Als Italienfan brachte er von seinen Reisen römische Antiken mit. Im Wandelgang kann man an dieser Sammlung entlangflanieren. Die antiken Fragmente und das Mosaik im Brunnenbecken erzählen von Reiselust und Reichtum. Doch seinen Charakter als »steinernes Bilderbuch der Stadtgeschichte« verdankt dieses Museum vor allem dem Journalisten Gustav Wais. Als ihm 1936 von den Nationalsozialisten das Schreiben verboten wurde, wandte er sich der Erforschung der Stadtgeschichte zu. Auf seine Initiative hin erwarb die Stadt nach dem Krieg die Anlage am Hang und richtete das Lapidarium ein, das Wais bis zu seinem Tod leitete. Sicher blickte er stolz auf so manchen Trümmer- und Mauerrest, den er eigenhändig für sein Museum ausgegraben und geborgen hatte. Die rund 200 Artefakte stammen aus Gebäuden, die bei der Altstadtsanierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts abgerissen wurden, und aus dem ehemaligen Königsschlösschen Villa Berg. Viele sind auch Trümmerreste des Zweiten Weltkriegs. Jeder, der das Lapidarium besucht, hat sein besonderes

Lieblingsstück. Für die Schauspielerin Barbara von Münchhausen, die hier aus Liebe zu diesem Stein-garten Führungen macht, ist es die *Trauernde* aus Unterberger Marmor. Oft wird die milchweiße Göttin *Luna* im Wandelgang bewundert. Mir persönlich hat es eine Skulptur aus dem 18. Jahrhundert angetan, die einer Kanonenkugel mit grimmigem Gesicht und aufgerissenem Mund gleicht. Welch eine Idee, ausgerechnet einen ätherischen Windgott in eine solch schwere, kompakte Form zu bringen!

Geht man bergauf, stößt man auf Hausfragmente und Tore, die frei in der Landschaft stehen. C. S. Lewis, der Autor der Narnia-Chroniken, hätte hier seine Freude gehabt, denn jedes dieser Portale führt in eine andere Epoche der Stuttgarter Kultur- und Baugeschichte. Man findet den Fassadenrest des ältesten Stuttgarter Gebäudes, das Alte Steinhaus, das um 1286 herum am Kleinen Schlossplatz stand. Nicht weit davon hört man fast Hufgeklapper und das Rumpeln von Holzkarren, die 1613 das Portal der Großen Mühle passierten. An den Seiten sind Hochwassermarken des Neckars eingeprägt. Mit den aktuellen Nachrichtenbildern überschwemmter Häuser scheint das Damals plötzlich gar nicht mehr so weit entfernt. Aus der gleichen Epoche wie das

Mühlentor stammt ein weiteres Portal: der Eingang zum Hoppenlau-Friedhof. Viele der einstigen Besucher hatten beim Durchschreiten die Hand um einen kleinen Stein in der Manteltasche geschlossen, um ihn auf dem jüdischen Teil dieses Friedhofs an einem Grab abzulegen. Den Friedhof in der Stadtmitte gibt es noch, allerdings ist er nicht mehr »bestrebbar«, wie es in Österreich heißen würde, er dient nur noch als Denkmal und Park. Aber immer noch findet man auf den verwitternden Gräbern kleine Steine. Diese Mitbringsel berichten vom Gedenken, vom »Ich war hier«. Sie sind auch für die Hinterbliebenen gedacht, als Botschaft, dass sie mit ihrer Trauer nicht allein sind. Es ist tröstlich und gut zu sehen, dass auf den historischen jüdischen Gräbern auf dem Hoppenlaufriedhof bis heute immer wieder neue Steine hinterlegt werden. Stein vergisst nicht.

Und manchmal dient er auch als strenger, starrer Rahmen für einen freien Geist. Ein Fragment, das wie ein sehr hoher schmaler Türbogen wirkt, schmückt ein pausbackiges Engelsgesicht. Diese vermeintliche Tür stammt aus dem Jahr 1740 und war in Wirklichkeit ein Fenster der Pflanzschule, eine Erziehungsanstalt für Soldatenkinder. Herzog Carl Eugen von Württemberg hatte sie gegründet,

um sich eine Elite nach seinen Vorstellungen heranzuziehen. Später wurde diese Drillanstalt durch kaiserliches Dekret zur Militärakademie Hohe Karlsschule. Für die Schüler ging es hier nicht um Neigung und Talent, ihre künftigen Berufe wurden ihnen nach Nutzen und Bedarf vom Herzog zugeteilt. Wie Figuren auf einem Schachbrett war jeder ihrer Schritte vorherbestimmt und strengstem Drill unterworfen. Höchstpersönlich inspizierte Carl Eugen täglich seine Kaderschmiede. Steht man vor diesem meterhohen Fensterfragment, ahnt man, wie klein und verloren die Schüler in diesem gewaltigen Steinrahmen wirken mussten. Schmale kindliche Silhouetten zukünftiger Regimentsärzte, Hofbeamter und was eben noch so benötigt wurde. Einer dieser Zukünftigen war der dreizehnjährige Friedrich Schiller. Er sollte hier zum Juristen ausgebildet werden, was ihm noch weniger lag als die Laufbahn als Medicus, auf die er nach wenigen Jahren umsattelte. Sein Freund Georg Friedrich Scharffenstein beschrieb ihn als komische Figur, »langhalsig, blass mit kleinen rot umkränzten Augen«, ein »ungeleckter Kopf«, zu dem die Uniform mit Papilloten-Perücke und einem »enormen Zopf« als Kopfputz gar nicht passen wollte. Jahre später,

als Schiller Regimentsarzt war und für sein literarisches Rebellenstück *Die Räuber* von Carl Eugen ein Schreib- und Reiseverbot kassiert hatte, floh er ins badische Ausland. Aber ich stelle mir gerne vor, wie er noch als Schüler aus genau diesem Fenster klettert und ein letztes Mal zu dem Engel hochblickt, bevor er mit einem waghalsigen Satz auf die Straße und damit vom Schachbrett des Herzogs springt.

Was würde dieser eigensinnige Schlaks in seiner schlecht sitzenden Schuluniform wohl heute denken, wenn er sein eigenes Dichterdenkmal auf dem heutigen Schillerplatz sehen würde? In doppelter Lebensgröße thront es auf einem Steinpodest zwischen Fruchtkasten, Prinzenbau und der Alten Kanzlei. Hier, wo am Samstag der Blumenmarkt in Farben versinkt, war einst der Mittelpunkt der Stadt. Wochentags sitzen Leute auf den Podesttreppen und trinken in der Mittagspause ihren Coffee-to-go. Und einmal hörte ich eine Unterhaltung zwischen einer Mutter und ihrer Tochter mit, die ich sofort notieren musste. »Wer ist der Mann da?«, fragte die Kleine und deutete zu Schiller. »Der hat früher hier gelebt«, war die knappe Antwort. »Aber der ist schon lange tot.« Woraufhin die Kleine wissen wollte: »Und warum ist der jetzt versteinert?«

Nun, versteinert ist »der« nicht, sein Ebenbild wurde 1839 in Bronze gegossen; wir blicken hier auf das erste große Dichterdenkmal Deutschlands. Der klassizistische Bildhauer Bertel Thorvaldsen hat dem ehemaligen Pflanzschüler heroische Züge und eine dramatische Lockenpracht verpasst. In der rechten Hand hält er den Schreibgriffel, in der linken ein Buch. Der Zeigefinger klemmt als Lesezeichen zwischen den Seiten. Keine Spur von dem rebellischen, stolzen Feuerkopf, aber in Stein und Bronze verewigen wir nun mal am liebsten das, was wir in jemandem sehen oder was wir vielleicht auch selbst sein wollen – oder nach den gängigen Idealen sein sollten. So, wie die Sammlung von Marmorskulpturen in der Staatsgalerie mit dem Titel »Sinnliche Idealschönheiten« die »verbindlichen und überzeitlichen« Schönheitsvorgaben des 17. bis 19. Jahrhunderts zeigt.

Ein Sprichwort sagt, dass unser Leben nicht länger währt als das Flackern einer Flamme. Vielleicht verewigen wir unser vergängliches Sein ja deshalb so gern in einem Material, das Milliarden von Jahren alt ist? Wir leihen uns die Ewigkeit von Granit, Marmor und Sandstein und prägen ihm unsere Epoche ein, unseren Zeitgeist, unsere Symbole. In

Stuttgart erzählen Marmor und Sandstein vom alten Stuttgart, Beton und der kantige Bauhaus-Stil der Weißenhofsiedlung vom Aufbruch in die Moderne und von neuen funktionalen Denkwelten. Abwesenheit von Stein ist lesbare Geschichte – als Lücken in historischen Häuserreihen, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit Neubauten gefüllt wurden. Stolpersteine erinnern an das, was Menschen dieser Stadt angetan wurde. Und dann gibt es auch noch ein in den Himmel ragendes Monument, für dessen Besuch man ein paar Stationen mit dem Bus fahren muss.

Von der Haltestelle Birkenkopf aus wandert man über Serpentinenwege auf den höchsten Hügel der Stadt. Einen Teil seiner Höhe von 511 Metern verdankt er dem Trümmereschutt, der nach dem Krieg hier aufgeschichtet wurde. An klaren Tagen reicht der Blick am Gedenkkreuz auf der Kuppe bis zum Schwarzwald und zur Schwäbischen Alb. »Monte Scherbelino« nennen die Stuttgarter liebevoll diesen Ort. Während im Lapidarium durchnummelierte Ordnung herrscht, klettert man hier über Fragmente, die zu rohen Zufallstreppen aufgeschichtet sind. Reliefs an den Fassadenresten wirken hier wie Versteinerungen, mythologische Bilder-Codes des

© Holger Strehlow



Nina Blazon, geboren 1969 in Slowenien, lehrte nach dem Studium der Slawistik und Germanistik an den Universitäten in Tübingen und Saarbrücken. Sie lebt als Schriftstellerin, Journalistin und Trainerin für Kreatives und Therapeutisches Schreiben in Stuttgart.

© Paul Várkonyi



Dóra Várkonyi, geboren in Ungarn, aufgewachsen in Constantine, Budapest, Rom und Saarbrücken, lebt seit 1975 in Stuttgart, wo sie an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste studierte. Ihr vielfach ausgezeichnetes Werk wurde im In- und Ausland gezeigt.



Cornelia Tomaschko
Mein Südschwarzwald
ehrlich und echt

Literarischer Reisebericht
Gebunden mit Lesebändchen
176 Seiten mit Illustrationen
von Franziska Neubert

ISBN 978-3-910228-19-1

Mystisch. Wie oft fällt dieses Wort, wenn es um den Südschwarzwald geht? Natürlich gibt es dunkle Wälder. Aber da sind eben auch diese lichten Höhen, die den Blick öffnen. Der Südschwarzwald, eine der beliebtesten Ferienregionen Deutschlands, ist für viele Menschen eine (Herzens-)Heimat, so auch für Cornelia Tomaschko. Sie begibt sich auf Spurensuche nach dem Besonderen, das nicht nur Locals, sondern auch Fremde in den Bann zieht. Sie schildert ihre Erlebnisse mit alemannischen Bräuchen, dem Schwarzwälder an sich, seiner Haltung zu Ökologie, Kunst und Design, und natürlich geht sie auch der Bedeutung von Essen für ein tiefes Gefühl der Verbundenheit nach. So erhalten wir einen echten Einblick in die Lebensart rund um den schwarzen Wald.



Daniela Engist
Mein Basel
Die bewegte Stadt

Gebunden mit Lesebändchen
168 Seiten mit Illustrationen
von Petra Schuppenhauer

ISBN 978-3-910228-37-5

In Basel ist immer alles in Bewegung, der Rhein, die Fähren, die Trommler und Pfeifer, Tinguelys Kunstwerke, der Kleingeist und der Geist der großen Denker – und sogar der Erdbo den. Auf begrenztem Platz streben die Gebäude in die Höhe genau wie die Aktienkurse der Chemieunternehmen, deren einzige Konstante der Wandel ist. Lifesciences heißt das heute. Lebenswissenschaften. Ans Rheinknie wird gependelt über alle Grenzen hinweg und auf allen Wasser-, Luft- und Landwegen. Scharen sind hier eingewandert, durchgezogen, blieben mal länger, mal kürzer. Daniela Engist unternimmt ihre ganz persönliche Ortserkundung, die versucht, den üblichen Verdächtigen auszuweichen, und doch glücklich über sie stolpert.



Monika Küble
Diese Hügel sind mir nah
Bodensee und Oberschwaben

Literarischer Reisebericht
Gebunden mit Lesebändchen
192 Seiten mit Illustrationen
von Franziska Neubert

ISBN 978-3-910228-02-3

»Mein Oberschwaben hat etwas gelassen Werktägliches. Es sind vor allem die sanften Hügel, die die Landschaft prägen.« Und dann gibt es noch diese zweite Heimat von Monika Küble, den Bodensee mit der Insel Reichenau. Diesem »mal zärtlichen, mal wilden Liebhaber« hat sie sich immer wieder schreibend angenähert. Monika Küble nimmt uns mit in ihre Heimaten, erzählt von Glockengeläut und Sturm und bricht eine Lanze für die schwäbische Küche. Sie lässt uns in die Seele von Freunden und Nachbarn schauen und verwebt Kultur, Religion sowie historische Ereignisse zu einem lebendigen Bild der Region.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

1. Auflage 2025

© 2025, 8 grad verlag GmbH & Co. KG
Sonnenhalde 73 | 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten

ORTE: 04

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:
Julie August, Buenos Aires/München
Umschlagmotiv: Dora Várkonyi
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro und der Politica
Lektorat: Stephan Thomas, München
Korrektorat: Marion Voigt, Zirndorf

Papier: Munken Print cream 90 g/m² 1,5-fach
Einbandmaterial: Peyer Peyprint Honan 130 g/m²
Herstellung: folio · print & more, Zirndorf
Druck & Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen
Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-44-3
www.8gradverlag.de